

Wenn das Kaiserle erzählt

SPIEGEL-Reporter Jürgen Leinemann über Lothar Matthäus – außerhalb des Fußballplatzes

Gut, vielleicht sieht er ja ein bißchen normal aus, ja? Keine Rasta-Locken wie Gullit, keine blonde Mähne wie Klinsmann, die deswegen „für das Publikum vielleicht so'n bißchen als Idole gelten“. Aber muß sich Lothar Matthäus, den sein Teamchef für einen potentiellen Weltstar hält, deswegen etwa verstecken?

Er zieht den Gürtel hoch, lupft locker das gelbe Polohemdchen und fährt sich durch den deutschen Alltagsschopf, mit dem er „vielleicht vom Aussehen her nicht so aus der Rolle fällt“, was er aber beileibe nicht negativ meint, denn attraktiv findet er sie ja schon, die Gullits und Klinsmanns, aber so muß es eben auch gehen.

Er jedenfalls ist mehr „vom Namen her populär“, der Lothar, in Deutschland wie auch in Italien, molto importante, wie er zu sagen pflegt, seit er beim Millionen-Klub Inter Mailand den Ball durchs Mittelfeld schleppt und irgendwie auch die Verantwortung. Und noch viel wichtiger ist er derzeit als Kapitän der deutschen Fußballnationalmannschaft bei der WM in Italien, dem Kaiser sein Kaiserle.

Nun also sitzt er im üppigen Garten des Castello del Casiglio bei Como, umringt von Journalisten, die mit ihren Kameras das idyllische Vogelgezwitscher zerklicken, und seine Finger trommeln ungeduldig auf den Tisrand. Noch 25 Sekunden und noch immer kein Ton aus Bonn, wo – in einer Direktschaltung von Kinderfest zu Kinderfest sozusagen – der Bundeskanzler gleich erscheinen wird, um Lothar Matthäus und seinen Mannen anzudrohen, im Falle eines Endspiels mit deutscher Beteiligung werde auch er in Rom zugegen sein.

Das wird den Kapitän, der inzwischen mittels einer steilen Falte zwischen den Brauen einen Gedanken antäuscht, von dem er sich später aber geschickt wieder zu distanzieren weiß – „Ich mache mir eigentlich weniger Gedanken“ –, freilich sowenig beeindrucken wie die Tatsache, daß er den jovial aus dem Lautsprecher dröhnenden Helmut Kohl nicht im Bild vor sich hat. „Der Kanzler sieht aber uns, ja?“ Gut, das ist die Hauptsache.

Wer den konzentriert in die Tiefe des Raums hineinsinnierenden Lothar Matthäus, 29, in diesem Augenblick so dasitzend sieht, die kostbaren Beine locker übereinandergeschlagen, die kleinen Füße (Schuhgröße 40) strumpflos in wei-

chen neuen Wildlederslippers geborgen, die er in seinem nahen Heimatdorf Carimate erstanden hat – was unermüdliche Reporter bei der Vorortrecherche ans Licht bringen –, wer dieses zähnebleckende Bild kraftvollen Friedens auf sich wirken läßt, der könnte leicht dem Irrglauben aufsitzen, unsere Jungs gäben sich im sonnigen Italien bei Müllermilch und Mars vielleicht doch ein bißchen zu sehr dem süßen Leben hin.

stand, hat eine Zeitung, die an sich sehr objektiv berichtet hat, wie sein Vater, wenn der Lothar in Italien spielt, im fernen Deutschland immer in den Obstgarten flieht vor Aufregung, sich dazu hinreißen lassen, das Treffen ein „schlimmes Spiel“ zu nennen. Und eine andere Zeitung hat den Müller-Gerd, der einmal der „Bomber der Nation“ war, aber jetzt nur noch so eine Art Fußball-Opa, behaupten lassen, der Lothar Matthäus



Matthäus, deutsche Journalisten: Patriotischer Verantwortungsbrustton

Wahr ist aber, daß Lothar Matthäus in diesem Augenblick voll im Einsatz ist. Lockerer Turm in der Schlacht der schiefen Bilder ist der Capitano, Vorbild für seine Kameraden auch in diesen heißesten 90 Minuten, die jeder WM-Tag zwischen den Spielen den Männern aufbürdet. Denn von zwölf Uhr mittags bis zum erlösenden Essensruf um 13.30 Uhr treffen die Kicker der Nation auf ihre Gegner von der Presse, die – so Lothar Matthäus – mit ihren „schwarzen Schafen“ immer mal wieder teilweise Ausdrücke „in die Presse zum Stehen bringen“, die unter die Gürtellinie gehen und die er eben nicht für richtig findet.

Erst nach dem Kolumbien-Spiel wieder, das ja nun im Hinterkopf wirklich unter einem ganz anderen Vorzeichen

sei gegen die Südamerikaner wieder untergetaucht, „wie immer, wenn es darauf ankommt“.

Und das findet der Lothar nun wirklich „persönlich“ und unterhalb, wie gesagt, und mit solchen Leuten, die das drucken, sollte man mal sprechen, „denn wir müssen im Endeffekt ja immer zusammenarbeiten“.

So sieht er das, der Kapitän, und seine Spieler auch. Und wenn er auch einräumen muß, daß manche sehr gut geschrieben haben, wo eine „ordentliche Kritik angebracht“ ist, gibt es eben doch immer wieder den einen oder anderen, wo nicht. Und deshalb sollten sich die Journalisten nicht wundern, „daß der Spieler nicht mehr zur Pressekonferenz kommt, und das wollen wir ja alle nicht“.

Lothar Matthäus ist, während er blitzenden Auges und mit zorngeröteten Wangen Zweikampfverhalten übt, ein bißchen ins Gedränge geraten zwischen Kameras, Mikrofonen und Notizblöcken, das aber – wie ein Spiel vor heimischer Kulisse – „Kräfte frei macht, wo man vielleicht noch gar nicht weiß, daß man die hat“.

Bewundernswert ist nicht nur, mit welcher Kondition und Atemtechnik der Dauerredner Matthäus aus der Defensiv- heraus sämtliche gegnerischen Punkte und Kommas mit unbändigem Siegeswillen überrennt und wie seine 40-Wörter-Sätze erbarmungslos Konzentrationsschwächen und Nachlässigkeiten in den Fragen aufdecken, mögen sie nun vom Schüler Oliver aus Bonn, dem Bundeskanzler persönlich oder dem affigen Typen von Radio Monte Carlo abgefeuert oder von Jörg Wontorra gereicht werden.

Beachtlich ist vor allem, wie er sein Spiel spielt, dem Gegner von der Presse sein System aufzwingt, immer locker pendelnd zwischen gefällig nickendem Lächeln, aggressivem Schmollen und patriotischem Verantwortungsbrustton – ein System, das man die Confessiones des Capitano nennen könnte.

„Ich glaube“, heißt dessen erstes Gebot, „daß es das Größte ist, bei der Weltmeisterschaft dabei sein zu dürfen.“ Was heißt das? Das heißt, daß man für dieses Glück im Liebesleben etwas zurückstecken muß. „Ich glaube“, pflegt Matthäus fortzufahren, „daß wir den deutschen Fußball hier sehr gut vertreten haben.“

Will er das erläutern? Aber ja doch: „Ich glaube, daß wir uns optimal vorbereitet haben auf diese Weltmeisterschaft.“ Ja, Lothar, aber ... „Ich glaube, daß die Zuschauer gesehen haben, welches Potential in dieser Mannschaft steckt.“ Gewiß, Lothar, nur ... „Ich glaube, daß wir eine gesunde Mischung aus defensiven und offensiven Spielern gefunden haben.“ Aber gegen Kolumbien, Lothar ... „Und deshalb glaube ich, daß wir für den Gegner nicht unbedingt einfach auszurechnen sind. Ich glaube nicht, daß man defensiv spielen kann und Weltmeister wird. Ich glaube, daß der offensive Fußball sich durchsetzen wird.“

Längst schon hat sich der bekennende Text des Fußballspielers Lothar Matthäus aus Herzogenaurach von seinem plappernden Sprecher emanzipiert, hat sich in eine leicht schrille Höhe geschraubt und jene einschläfernd suggestive Monotonie gewonnen, die auch Hans-Dietrich Genscher durch Pressekonferenzen trägt oder den Verkäufer von garantiert schmutzrandfreien Flekenentfernungsmitteln durch müde Sommernachmittage vor Hertie. Es redet aus dem Kaiserle, als wäre Fußballpfingsten. Und würde er, einem Vor-

GESIKA
nova

EIN AUSGEZEICHNETES DESIGN.

design 88
stuttgart



Möchten Sie mehr wissen? Ihre Visitenkarte genügt.
GESIKA Büromöbelwerk GmbH & Co. KG, Postf. 12 52, D-4787 Geseke, Abt. VAF/2

schlag seines Mannschaftskameraden Völler folgend, tatsächlich das Gespräch mit seiner Klobrille suchen, es klänge gewiß nicht weniger erhaben.

Noch Fragen? Lothar – deutlich von sich beeindruckt und locker triumphierend, weil er sich durchgesetzt hat, was aber nie nur für ihn gut ist, sondern immer auch für das Team, denn darum kann es doch nicht gehen, „daß ich meine Lieblingsposition spiele“, sondern „daß ich mit meiner Position hier der Mannschaft helfen kann, damit die Er-

folg hat, indem ich meinen Teil beitrage“ –, Lothar also muß nun noch zu den italienischen Kollegen, si si si, momento.

Aber weil der Informationsfluß gerade so reißen ist, beantwortet er trotzdem selbst noch die überflüssigsten Fragen. Ja, er glaubt, zwei Jahre Italien hätten ihm gutgetan. Und ferner glaubt er, daß er so gut drauf ist, wie gesagt, weil er sich hier zu Hause fühlt, und alles andere, was er schon gesagt hat.

Bitte? Ja, reifer ist er auch geworden. Der Teamchef, mit dem er geredet hat,

oder besser – da ist Lothar Matthäus bescheiden – der mit ihm geredet hat, konnte ihm in langen Gesprächen klar machen, „wie wichtig ich für die Mannschaft bin und zu was ich fähig bin“.

Und weil das so ist, nicht nur im Stadion, sondern trotz allem unbezweifelbar auf eine überaus relative Weise auch im richtigen Leben, muß er nun doch noch mal „klipp und klar“ etwas anerkennend sagen zu den 40 000 bis 50 000 Deutschen, die nach Mailand ins Stadion angereist sind zu den Spielen der

„Hrubeschs Knie war's“

Die wahren Fans der deutschen Mannschaft kommen aus der DDR

Damals, als Klaus Fischer im Sommer 1982 beim Halbfinalspiel in Spanien kurz vor Schluß das 3:3 gegen Frankreich schoß, ging es mit Bernd durch. Der bullige Bergmann aus Hoyerswerda, Schichtarbeiter beim VEB Schwarze Pumpe, machte sein Tonband klar und spielte „volle Pulle“ das Deutschland-Lied. Wenig später standen drei Vopos vor der Tür und nahmen ihn fest.

Acht Jahre nach diesem Fußball-Erlebnis muß Bernd seinen fünf Kollegen vom Gaskombinat, bei reichlich „Berliner Pilsener Spezial“ in der HO-Gaststätte „Treff Acht“, die Geschichte immer wieder erzählen.

„Unser Herz schlug eben für Deutschland“, erklärt Dieter die Gefühlswallung seines Kumpels und meint damit eigentlich die Bundesrepublik. Denn für den Fußball-Fachmann, der noch heute weiß, mit welchem Körperteil Horst Hrubesch vor acht Jahren das 1:0 gegen Österreich erzielte („Das Knie war's“), war es das „größte Trauerspiel“, als die DDR 1974 in Hamburg die Bundesrepublik bezwang.

Nur durfte er das damals nicht zeigen. Erst jetzt können die Fans aus der DDR beweisen, daß auch in Sachen Fußball die originären Deutschen hier zu Hause sind. Auch ohne aufputschende Werbefeldzüge von Schokoriegel-Produzenten und Video-Herstellern ist zwischen Stralsund und Plauen WM-Euphorie ausgebrochen.

Eine Woche vor der Währungsumstellung kommen die stundenlangen Fernsehübertragungen gerade recht. „Die WM lenkt von unseren Sorgen ab“, sagt Dieter.

In den Berliner Bezirken Marzahn und Pankow werden bei jedem deutschen Tor-Erfolg Knallkörper gezündet. „Das sind Freudenraketen, es ist fast wie Silvester“, meint Henry Ber-



DDR-Fans in Mailand
Ohne Eintrittskarte nach Italien

thy, Geschäftsführer des Berliner Traditionsclubs Union.

Nach den deutschen Siegen jagten Autos mit schwarzrotgoldenen Fahnen durch die Berliner Innenstadt.

Die sonst eher drögen Tageszeitungen blühen auf. Die *Mitteldeutsche Zeitung* in Halle etwa berichtet mit Sonderbeilagen und täglich zwei Sportseiten über das „Phänomen Fußball“. Die neue Tageszeitung *Wir in Leipzig* betitelte nach dem Sieg über Jugoslawien ihren Aufmacher auf der ersten Seite mit „Jungs, so werdet ihr Weltmeister“. „Das ist es, was die Leute heute lesen wollen“, erklärt Redakteur Frank Schober.

Selbst Wolfgang Hempel, der Rudi Michel der DDR, hat sich auf seine al-

ten Tage noch gewandelt. Bei bundesdeutschen Toren hört man aus seinem Mund jetzt schon einmal einen Freudenschrei. Als Helmut Rahn 1954 das 3:2 gegen Ungarn erzielte, hatte Hempel noch ins Mikrofon gerufen: „Eine Katastrophe ist passiert.“

Solche Sprüche haben die Fußball-Anhänger nie verziehen. Geguckt wird deshalb auch nach der Wende fast ausschließlich West-Fernsehen.

Vor den Bildschirmen sitzen die größten Fans von Matthäus, Völler und Littbarski. Die West-Stars wurden schon immer bewundert, nicht nur, weil sie besser als die Kicker zu Hause waren: Sie verkörperten das bessere

System. „Wenn man ihnen zugejubelt hat, hatte man das Gefühl dazuzugehören“, beschreibt Berthy die deutsch-deutsche Kicker-Einheit.

Selbst als im Westen das Ansehen der Fußball-Elite auf dem Tiefpunkt war, fuhren DDR-Fans zu Tausenden nach Budapest oder Prag, wenn die deutsche Nationalmannschaft dort spielte. Berthy: „Für uns hatten die immer einen Heiligenschein.“

Jetzt pilgerten Scharen von Fans in klapprigen Wartburgs oder gerade erstandenen Gebrauchts-Golfs nach Italien. Die meisten reisten ohne Eintrittskarten und mußten, mangels Geld, mit einem Blick auf ein Trainingsspielchen der Deutschen zufrieden sein.

Nationalmannschaft. Wie die den langen Weg nicht gescheut haben, wie die ihre Zeit opfern und die Eintrittspreise bezahlen, die hier verlangt werden, das imponiert Matthäus „unwahrscheinlich“.

Damit bricht sich Lothar Matthäus frei aus der Umklammerung, um den Kollegen von RAI und dann Freund Töpperwien auch alles noch einmal ausführlich zu erklären. Die gegnerischen Pressemenschen hinterläßt er mit der Last der Verantwortung, weil sie ja irgendwie auch Deutsche sind und Fußballfreaks, weswegen sie im Endeffekt, wer würde das vergessen, immer zusammenarbeiten müssen mit dem Lothar, gerade gegen Holland.

Und das, obwohl den Capitano keine Revanchegedanken quälen, weil er doch nach vorne guckt und glaubt, daß er weiß, „was unsere Mannschaft imstande ist zu leisten“, wenn sie das auch tatsächlich leisten kann an diesem Abend, weil – es fängt ja immer wieder mit Null-Null an.

Nachdenklich schlendern die Gäste durchs Ausgangstor, verfolgt von den neidischen Blicken der Fans im Nationaltrikot, die nicht an der Erbauungsstunde mit Lothar Matthäus teilnehmen durften. In ihren Augen glimmt unverkennbar der verbreitete Aberglaube, Leute, die von Pressekonferenzen kommen, wußten mehr als das, was sie selbst hören und sehen können.

Und haben sie nicht recht? Wir wissen, daß Lothar Matthäus gleich aus dem nächsten Tor rauschen wird, um seine Frau zum Flugzeug zu bringen. Aber das verraten wir natürlich nicht, da arbeiten wir schon zusammen. Schließlich hat Lothar gesagt, es sei ihm ganz recht, daß ihn nicht jeder sofort auf der Straße anspreche wie den Gullit mit seinen Rastalocken. „Zuviel Rummel“, das mag er nicht. Aber warum fährt er bei diesen Worten nur so andächtig zwirbelnd mit den Fingern durch sein deutsches Normalhaar?

Presse

Geist des Leeren

Mit inbrünstiger Verehrung feiern Italiens Sportjournalisten die „mythologischen Helden“ der Nation.

Als sich endlich die Tür öffnet und ein kleiner Mann in kurzen Hosen in die Sonne tritt, befällt die Reporter eine Ergriffenheit, als sei gerade der Heilige Vater auf dem Petersplatz erschienen – „Salvatore“, sammelt einer wie in Trance vor sich hin, „Salvatore



Spieler Schillaci, Lektüre
„Glück ist, wenn man Totó heißt“

Schillaci.“ Und bevor Salvatore die Stimme heben kann, streichelt ein anderer Journalist dem irritierten Fußballspieler mit einer zärtlichen Gebärde sanft über das Meckihaar.

Keine drei Minuten später lichtet sich der Pulk um Salvatore schlagartig, als ein Jüngling mit schwarzem Käppchen auf dem Kopf des Weges kommt. „Baggio, ecco Baggio“, ächzt der Beobachter vom *Corriere dello Sport*. Erregt hasten die Kollegen auf den verschüchterten Stürmer zu, unterwegs kippen zwei schwere Pflanzentöpfe um.

Die Emphase, mit der Italiens Sportreporter vor den Toren Roms im „Helio Cabala“-Hotel zu Werke gehen, ist beträchtlich. Einen atmosphärischen Bericht aus dem Trainingscamp der Italiener bringt *La Gazzetta dello Sport* mit kühner Metaphorik an ihre Leser: „Es ist der Geist des Leeren, der hier um das Schwimmbad wabert. Nichts Neues unter der Sonne, wenn es nicht jene WM wäre, die allen Emotionen drei Nullen zufügt.“

Die drei täglich erscheinenden Sportzeitungen *Gazzetta*, *Corriere* und *Tuttosport* ersetzen in Italien, dem Land ohne Boulevard-Zeitung, die *Bild*-Zeitung. Ein Sieg auf dem Rasen wird ohne größeren Emotionsverlust durch den beschreibenden Journalisten direkt in die Herzen der Leser gejubelt: „Italien, wie bist du schön“, jauchzte die *Gazzetta* nach dem 2:0 gegen die Tschechoslowakei. Die rosafarbene *Gazzetta* verkauft täglich mehr als eine Million

Exemplare. Die beiden Konkurrenzblätter liegen nur knapp darunter. Alle drei pflegen einen ungebremsten Nationalismus, immer geht es um das „Schicksal Italiens“.

In den Wochen der Weltmeisterschaft gelingt den Sportzeitungen sogar die publizistische Vereinigung der verfeindeten Nord- und Südtaliener zu einer einzigen, dampfenden Gefühlsgemeinschaft. Instinktsicher nehmen sich die Journalisten seitenlang des Sizilianers Schillaci (Spitzname „Totó“) an, dessen Tore auch im Norden des Landes gefeiert werden: „Glück, das ist, wenn man Totó heißt“, analysiert die Mailänder *Gazzetta*. „Totó“ nimmt den Ball auf. In den Katakomben des römischen Olympiastadions diktiert er den Journalisten in den Block: Die Mannschaft Italiens, die „Nazionale“, sei eben „das Eigentum aller“.

In dem drunkenen Miteinander dürfen abgebrühte Politiker nicht fehlen. Die *Gazzetta* druckt einen Satz des ehemali-

gen Ministerpräsidenten Giovanni Spadolini: Er sei „bewegt“, eine italienische Mannschaft zu sehen, „die im Namen eines freien Volkes, nicht im Namen eines Sklavenvolkes spielt“.

Unter dem Zwang, täglich rund 30 Seiten mit Sport füllen zu müssen, kommen auch schon mal Darsteller aus artfremder Zunft zu Wort. Vor dem Spiel der Italiener gegen die Tschechoslowaken führte die *Gazzetta* ein halbseitiges Interview mit der Softporno-Schauspielerin und gebürtigen Pragerin Barbara Bouchet („Eine völlig nackte Stute“), die darin ihre „Angst“ bekannte, „daß die Tschechen so zerbrechlich sind wie böhmisches Kristall“.

Die Menge der zu füllenden Seiten hat schon zu peinlichen Vergehen geführt. Der Chef vom Dienst der *Gazzetta* erfand in seiner Not kurzerhand ein Interview mit dem ehemaligen brasilianischen Starstürmer Zico.

Mit italienischen Herren könnte das nicht passieren. Wenn Nationaltrainer Azeglio Vicini zur Pressekonferenz erscheint, brandet in der Runde zunächst herzlicher Applaus auf. Das Gros der Claqueure ist mit Vicini, von *Tuttosport* als „mythologischer Held“ gefeiert, per du, und der Trainer antwortet auch erst, nachdem er den Fragesteller beim Vornamen angesprochen hat.

Nicht nur in guten Zeiten halten die Journalisten zu ihren Idolen. Als etwa der stille Carlo Ancelotti auf die Reservabank verbannt wurde, schlug sich ein Freund im *Corriere* für den Mittelfeld-